

Roger Goodburn, The Roman Villa Chedworth. The National Trust, London 1972. 38 Seiten, 3 Textabbildungen und 16 Tafeln.

Ausführlicher als Richmonds Führer von 1966 behandelt der jetzt vorliegende das römische Gutsgebäude und seine Probleme. Wir werden eingeführt in die Ausgrabungsgeschichte seit der Entdeckung im Jahr 1864 und in die Geschichte der villa selbst, an der man jetzt sechs Bauperioden unterscheiden kann. Dazu werden die Beziehungen zu den Nachbargütern und zu den Städten verfolgt. Da in Chedworth Scheunen und Ställe nicht gefunden sind – vielleicht lagen sie im Osten der Wohngebäude –, muß man andere Gutshöfe, etwa Bignor, zu Rate ziehen, um sich ein Bild vom Gutsbetrieb zu machen. Natürlich können wir nicht wissen, wie die Bewirtschaftung im einzelnen ausgesehen hat. Dafür sind in Chedworth die Wohnräume verhältnismäßig gut erhalten. So kann man ihre Ausstattung mit Heizung, Bädern und Mosaik studieren. Die Mosaiken in Raum 5 und 10 gehören – wie D. Smith erkannt hat – zu den etwa 40 bekannten Arbeiten einer Schule oder Werkstatt, deren Sitz vielleicht in Corinium Dobunorum (Cirencester) gewesen ist. Bemerkenswert ist auch die große Zahl von 360 gefundenen Münzen, von denen ungefähr ein Drittel in den Jahren 364–378 geprägt ist. Zu alledem bietet das vorliegende Bändchen Zugang und Anleitung, wofür wir dem National Trust, besonders aber dem Verfasser danken müssen.

Bad Homburg v. d. Höhe.

Wilhelm Schleiermacher.

Hermann Hinz, Die Ausgrabungen auf dem Kirchberg in Morken, Kreis Bergheim (Erft).

Von der Steinzeit bis ins Mittelalter. Mit einem Beitrag von Karl Schlabow. Rheinische Ausgrabungen, Band 7. Rheinland-Verlag, Düsseldorf 1969. 220 Seiten, 56 Abbildungen und 44 Tafeln, darunter 3 Falttafeln und 3 Texttafeln.

Mit dem vorliegenden Bericht über die durch den Braunkohleabbau erzwungenen Grabungen des Rheinischen Landesmuseums in den Jahren 1955 und 1956 auf dem Kirchberg von Morken setzt der Verf. die Veröffentlichungen über die während seiner Tätigkeit im Rheinland durchgeführten archäologischen Untersuchungen fort. Das Buch läßt seinen Leser zuweilen noch ahnen, welche Mühe es gemacht hat, die z. T. mit verschiedenen Systemen bezeichneten Funde und Befunde aus den vom Verf. und den von anderer Seite vorgenommenen Grabungen zu einer geschlossenen Dokumentation zu vereinen. Ein Katalog nimmt einen Großteil der Befunde und Funde nach Grabungsflächen, Schnitten und Gruben geordnet auf, wobei dafür gesorgt ist, daß er auch von dem Bearbeiter der Originalunterlagen benutzt werden kann. Der noch erhaltene Bezug auf die bei der Grabung vorgenommene Dokumentation läßt allerdings den Leser manchmal umsonst versuchen, Angaben im Text mit den veröffentlichten Plänen zu koordinieren. Schwierigkeiten in der Darstellung mußten sich dadurch ergeben, daß bereits ein Vorbericht und Einzelveröffentlichungen vorlagen (A. Herrnbrödt, Die Ausgrabungen auf dem Kirchberg von Morken, Kreis Bergheim/Erft. Bonner Jahrb. 157, 1957, 446–457; K. Böhner, Das Grab eines fränkischen Herren aus Morken im Rheinland. Kunst und Altertum am Rhein. Führer des Rheinischen Landesmuseums in Bonn Nr. 4 [1959]). Einzelne Elemente der Kirchberggrabung hatte der Verf. auch selbst schon in seiner Beschreibung des Kreises

Bergheim herangezogen (Hinz, Kreis Bergheim. Archäologische Funde und Denkmäler des Rheinlandes 2 [1969]). So waren die Gewichte in der Darstellung verschieden zu verteilen. Es ist ein Buch entstanden, das in seiner zuweilen knappen Formulierung zur Mitarbeit auffordert. Gern greift der Leser dann zur Kreisbeschreibung Bergheim, in die es sich als aussagereicher Baustein einordnet.

Soweit die im Verhältnis zum Gesamtareal kleinen Grabungsflächen unter der Morkener Kirche, ihrem Friedhof und im Pfarrgarten eine Beurteilung zulassen, war der im Süden und Osten von der Erft umflossene Kirchberg nicht zu allen Zeiten bewohnt. Nach zwei neolithischen Besiedlungsphasen folgten neue Ansätze in der Urnenfelderzeit, in römischer und schließlich in fränkischer Zeit. Der Rez. will versuchen, aus der Fülle der Einzelfakten einige herauszugreifen, die einen Überblick über die Grabungs- und Interpretationsergebnisse vermitteln.

Von den Spuren der linearbandkeramischen Besiedlung waren nur die tiefer in den Löß eingreifenden Gruben zu erkennen. Offenbar haben bodenchemische Vorgänge die Verfärbungen in der oberen Erdschicht ausgebleicht, so daß Pfoستengruben meist nicht mehr ausgemacht werden konnten (S. 9). Doch ist der Verdacht des Verf. durchaus begründet, daß auf dem Kirchberg bandkeramische Langhäuser gestanden haben. Längliche, Nordwest-Südost ausgerichtete Vertiefungen, wie sie auf anderen bandkeramischen Siedlungsplätzen die Langseiten der Häuser zu begleiten pflegen, weisen zusammen mit parallel verlaufenden Reihen kleiner Gruben, in denen Pfoستen gestanden haben können, auf Hausplätze hin. Das keramische Material läßt sich in die von P. J. R. Moddermann für den Limburgischen Bereich aufgestellte Einteilung einordnen, und zwar in die späte Phase 3a von Sittard. Gab der Boden an dieser Stelle nur spärliche Befunde her, so werden die in den letzten Jahren ebenfalls durch Braunkohleabbau erzwungenen Untersuchungen auf der Aldenhovener Platte tiefe Einblicke in die altneolithische Siedlungsweise dieser Landschaft erlauben.

Allen Grund aufzumerken hat man hingegen, wenn der Verf. die Scherben aus einigen Gruben unter der Kirche mit der Seine-Oise-Marne-Kultur in Verbindung bringt. Der schlechte Erhaltungszustand des Materials legt zwar Zurückhaltung auf, doch hatte der Verf. schon in der Kreisbeschreibung Bergheim die Vermutung geäußert, daß diese Kultur vom Pariser Becken aus bis an den Niederrhein ausgestrahlt hat (S. 17).

Die altneolithischen Gruben auf dem Kirchberg waren von den metallzeitlichen Anlagen allein durch die Farbe ihrer Füllungen zu unterscheiden. Die bandkeramischen Gruben zeigten meist eine „sattbraune“, die jüngeren Gruben hingegen eine „blaugraue“ bis „lichtgraue“ Färbung (S. 9 und 18). Diese auch von anderen Plätzen beschriebene Erscheinung ist wohl damit zu erklären, daß sich die in altneolithischer Zeit noch nicht degradierte Schwarzerde in tiefen Gruben bis heute erhalten konnte, während sie in oberflächennahen Schichten Umsetzungsprozessen ausgesetzt war.

Siedlungsgruben mit Material aus der Urnenfelderzeit bilden die nächstjüngere Besiedlungsphase auf dem Kirchberg. Im Gegensatz zu einer früheren Datierung ordnet der Verf. die Funde in die Stufe HaB ein. Die Keramik wird sogar für so weit belastbar gehalten, daß von einem „weit nördlich liegenden Komplex offenbar echter Urnenfelderware“ gesprochen wird (S. 20).

Nach einer Siedlungsphase im „Zeitraum nach der Hallstattzeit, aber vor der Spätlatènezeit“, von der nur geringe Spuren zu erfassen waren, setzt um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. eine neue Besiedlung des Kirchbergs ein. Der Verf. möchte sie mit der Gründung der Colonia Ara Agrippinensium mittelbar in Verbindung bringen. In diese Zeit gehört der Grundrißtorso eines 11 m breiten Gebäudes, markiert durch zwei Reihen mächtiger Gruben von 1 m Seitenlänge. Der Verf. rekonstruiert darüber

ein Gebäude, dessen hölzerne Wandstützen eingegrabenen – schon in römischer Zeit wieder ausgerissenen – Basissteinen aufgeständert waren. Steinquader entsprechender Größe mit Ausnehmungen, die jeweils einen vertikalen Ständer und zwei horizontale Schwellriegel aufgenommen haben können, sind gut 100 m weiter östlich im Erftbett gefunden worden. Vermag ein solcher Ständerbau im römischen Zusammenhang nicht zu überraschen, so doch zwei Grubenhäuser, die nach Ausweis des ausschließlich römischen Materials in ihren Füllungen ebenfalls dieser Besiedlungsphase zuzurechnen sind. Vor allem die Konstruktion der kleinen Nebengebäude mit den vor die Giebel Ebene gesetzten Firstpfosten paßt nicht recht in den römischen Zusammenhang. Sie sind nach Meinung des Rez. durchaus zu einer Aussage in der vom Verf. angeschnittenen Frage fähig, ob es sich hier um die Gründung eines Veteranen oder aber eines im Zuge der Ackerzuteilung für die Veteranen umgesiedelten Ubiers handelt (S. 51f.).

Rein provincialrömische Verhältnisse finden sich zu Beginn des 2. Jahrhunderts. In dieser Zeit entsteht auf dem Kirchberg das ungewöhnlich große, steinerne Herrenhaus einer villa rustica. An der Nordwest-Ecke des sich in Ost-West-Richtung über 100 m erstreckenden Baukörpers konnte ein abgetrepppt nach Norden vorspringender Eckkrisalit nachgewiesen werden. Im Südosten ist eine mehrperiodige Badeanlage mit hypokaustierten Räumen in den Komplex eingebunden. Leider haben spätere Überbauungen von der – wie Reste von Wandmalerei anzeigen – reich ausgestatteten Portikus-Villa nur noch einzelne Fundamentzüge stehen lassen.

350 m nördlich und 650 m südlich der Villa förderte der Braunkohlenbagger Matronensteine und Architekturteile von Tempeln aus dem Bett der Erft. Die offenbar in nachrömischer Zeit als Furtbefestigung verwendeten Steine stammen von zwei getrennten Heiligtümern der *Vatviae* im Norden und der *Austriahenae* im Süden (S. 53). Die ursprünglichen Standorte sind nicht bekannt, doch dürfte zumindest das südliche Heiligtum nicht in unmittelbarer Nähe der Villa gelegen haben.

Die römische Besiedlung dieses Platzes reichte wahrscheinlich noch in die 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts hinein, die Villa jedoch wird nicht so lange bestanden haben. Ihren Mittelteil quert nämlich in Nord-Süd-Richtung ein Spitzgraben. Der Verf. deutet ihn als Befestigungsgraben, der den Kirchbergsporn mit dem vielleicht noch bewohnten östlichen Teil der Villa gegen einen von Westen kommenden Angreifer abgeschirmt haben kann. Die vom Verf. mit aller Vorsicht vorgetragene Vorstellung, daß sich römische Siedler in der unruhigen Spätzeit im notdürftig hergerichteten und befestigten Gemäuer der alten Villa noch haben halten können, paßt in das historische Bild. Doch vermag der Befund keine sichere Auskunft zu geben, da unberührte Schichten dieser Zeit nicht erhalten sind (S. 62).

Nach einer Unterbrechung von etwa 200 Jahren wird ein kleiner fränkischer Friedhof im östlichen Teil der nun völlig abgegangenen Villa angelegt. Die 12 Ost-West gerichteten Gräber, darunter als Nr. 2 das bekannte Kammergrab des „Herren von Morken“, werden mit dem daraus geborgenen Fundgut katalogartig beschrieben. Überrascht erfährt man dabei, daß zum Inventar des Kammergrabs ein zweiter Sturzbecher gehört, dessen Scherben in einem höheren Planum zutage getreten waren. Der Verf. geht auf den Befund nicht weiter ein, da er offenbar nicht mit ausreichender Sicherheit festgehalten worden ist. Nach Meinung des Rez. wäre hier immerhin daran zu denken, daß der Becher während des Bestattungsablaufs in die schon teilweise verfüllte Grabgrube gelegt worden ist.

Die in der Bronzeschale durch Metallsalze konservierten Gewebestücke aus Leinen, Wolle und Seide, ferner die Reste eines Federkissens und eines Lederbeutels werden im Anhang von K. Schlabow beschrieben. Mit dem Kammergrab läßt der Verf. die Belegung des Friedhofs beginnen, und zwar kurz nach 600. Die jüngsten

ansprechbaren Funde aus den beigabeführenden Gräbern werden in das späte 7. Jahrhundert eingestuft.

Obgleich die zugehörige Siedlung nicht erfaßt werden konnte, wird versucht, die Art dieses fränkischen Neubeginns zu ermitteln. Die geringe Zahl der Bestatteten spricht dafür, daß es sich um die Bewohner eines einzelnen Gehöftes handelt, wobei der Verf. die Frage anschließt, ob sich hier vielleicht ein Adliger vom übrigen Siedlungsverband gelöst hat. Der Beginn des Friedhofs gerade mit dem reichen Kammergrab läßt daran denken. Doch solange kein „Dorffriedhof“ im Bereich des Kirchbergs bekannt ist, neigt der Verf. mehr der Annahme zu, daß seine Anlage mit dem Landesausbau des 7. Jahrhunderts zusammenhängt (S. 73). In jedem Fall ist das Fehlen eines weiteren Grabes vergleichbaren Ranges auffallend. Offenbar hatte der „Herr von Morken“ noch keinen lehnsfreien Besitz, so daß man in ihm einen Lehnsträger, wenn auch von besonderem Rang, sehen muß (S. 75). Da jeder Hinweis auf einen Kirchenbau des frühen 7. Jahrhunderts über den Gräbern fehlt, kann er selbst nicht als Stifter angesehen werden, allenfalls seine Nachkommen.

Auch auf das Verhältnis zur benachbarten Motte Husterknupp in der Gemeinde Frimmersdorf, Kr. Grevenbroich, wird eingegangen (Herrnbrödt, *Der Husterknupp*, eine niederrheinische Burganlage des frühen Mittelalters. *Bonner Jahrb. Beih.* 6 [1958]). Der Verf. lehnt eine Gründung der Burg von Morken aus mit dem Hinweis ab, daß Morken – worauf das Martins-Patrozinium der später über den Gräbern erbauten Kirche deutet – ein altes Königseigen ist und die Rechte der Kirche nicht mit dem Husterknupp, sondern mit einem alten Hof im südlich benachbarten Ortsteil Harff verbunden sind.

Dem Leser machen diese vom Verf. nur angerissenen Fragen deutlich, in welchem Maße sich die archäologische Aussage durch Einbeziehung historischer Quellen erweitern läßt, andererseits aber auch, in welchem weiten Arbeitsgebiet sich der Archäologe dann einarbeiten muß.

Im Kapitel „Die mittelalterlichen Besiedlungsspuren“ beschreibt der Verf. zunächst die im Pfarrgarten aufgedeckten zehn Grubenhäuser aus dem Hochmittelalter. Ihre Konstruktion läßt sich nicht immer erschließen, da die in den Hausboden eingreifenden Pfostengruben nicht mit der von ihren vor- und frühgeschichtlichen Vorgängern gewohnten Regelmäßigkeit angelegt sind. Doch zeigt z. B. Haus D mit seinen vier Eckpfosten und zwei Firstpfosten das Schema der Sechspfosten-Konstruktion, wobei hier wie auch bei anderen Häusern auf den Langseiten weitere Pfosten hinzutreten. Häufig führt auf der Giebelseite eine in den Löß eingearbeitete Treppe auf das Niveau der Grubensohle herab, ein Merkmal, das mittelalterliche Grubenhäuser weit häufiger zeigen als die vor- und frühgeschichtlichen Bauten. Die Treppenstufen waren z. T. noch recht gut erhalten, was für die Vorstellung des Verf. spricht, daß die Kellerhäuse vor Schlagregen und Oberflächenwasser geschützt gewesen sind; vielleicht durch ein weit überkragendes Dach, wie der Verf. annimmt, vielleicht aber auch durch eine hölzerne Abdeckung. Auffällig ist auch das Fehlen von Öfen und Feuerstellen in den Häusern. Dies spricht zusammen mit der außerordentlichen Tiefe mancher Hausgrube für die vom Verf. vertretene Deutung der Gebäude als Vorratshäuser, zumal sich auch keine Webgewichte in ihnen gefunden haben. Häufig angetroffene flache Eintiefungen in der Sohle können Vorratsgefäße aufgenommen haben, doch sind offenbar in keiner von ihnen Scherben von Großgefäßen in situ angetroffen worden.

Im Bereich der Grubenhäuser wurden die unterirdischen Teile von vier technischen Öfen aufgedeckt. Der Verf. gliedert die dreiteiligen Befunde in Blasebalggrube, Windführungsstollen und Ofen und deutet die Anlagen aufgrund von Funden kleinformatiger Eisenschlacke als Schmiedeöfen zur Weiterverarbeitung von Eisenluppe.

Grubenhäuser und Öfen werden zu ebenerdigen Pfostenbauten gehört haben, deren Standorte zwar Konzentrationen von Pfostengruben angeben, deren Grundrisse jedoch nicht festzulegen waren. Immerhin bleibt als hauskundliches Ergebnis, daß hier wie auch andernorts im bäuerlichen Milieu der Wechsel vom Pfosten- zum Ständerbau nicht vor dem späten Mittelalter vollzogen worden ist.

Bei der Rekonstruktion des mittelalterlichen Siedlungsbildes zwingt der kleine Beobachtungsausschnitt den Verf. zur Zurückhaltung. Der verwendete Begriff „Vielhausgehöft“ belastet den Befund nach Meinung des Rez. allerdings schon zu sehr (S. 84); denn die Voraussetzung hierfür, nämlich die Kenntnis über die räumliche Anordnung der wesentlichen Funktionsbereiche des Hofes – Wohnung, Stall und Speicher – ist hier nicht gegeben. Die Existenz nicht zuzuordnender Nebengebäude, der Vorrathshäuser, vielleicht auch eines kleinen Pfostenbaus und eines Speichers, genügt allein noch nicht.

Da sich die Keramik des 8. bis 10. Jahrhunderts (Badorf-Ware, Reliefbandamphoren und Hunneschanskeramik) im Westen des Pfarrgartens konzentriert, wird der fränkische Siedlungskern in dieser Richtung gesucht. Der Verf. sieht ihn etwa 150 m weiter westlich in einem dreistrahligen Straßenstern, der sich im modernen Dorfplan abzeichnet (S. 86). Von hier aus müßte sich die Siedlung schon früh etwa 200 m weit nach Süden bis zum Erosionsbereich der Erft ausgedehnt haben; denn fränkische Scherben, die flußabwärts am Nordostfuß des Kirchbergs aus einem alten Flußarm geborgen worden sind, sollen von diesem Siedlungsplatz abgeschwemmt worden sein (S. 75 und 128).

Ungeklärt bleibt, wie sich in dieses Bild ein von Herrnbrodt (Bonner Jahrb. 151, 1951, 215f.) veröffentlichter Brunnen einordnet, der schon 1950 nordöstlich der Kirche am Rand der Erftniederung entdeckt worden ist und als Indiz für eine in der Nähe liegende frühmittelalterliche Siedlung angesehen werden mußte. Im Zusammenhang mit den benachbarten Flußfunden und der Furt dürfte er seine Bedeutung für die Rekonstruktion des fränkischen Siedlungsbildes nicht verloren haben, zumal nördlich neben der Kirche gefundene Scherben, die „karolingisch sind oder doch sein könnten“ (S. 115), ebenfalls in diese Richtung zu weisen vermögen.

Der früh- und hochmittelalterlichen Keramik widmet der Verf. ein eigenes Kapitel. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Einbeziehung des Materials vom Husterknupp. Da den mit einigen Scherben auf dem Kirchberg vertretenen Reliefbandamphoren eine lange, noch in das Hochmittelalter hineinreichende Laufzeit zugesprochen wird, hält sie der Verf. als Basis für das Gründungsdatum der Flachsiedlung unter dem Husterknupp für ungeeignet. Neben wenigen Scherben Badorfer Keramik sind auf dem Kirchberg einzelne Scherben der Hunneschanskeramik gefunden worden, die, auch als Badorf-Pingsdorf-Ware bezeichnet, Elemente beider Keramikgruppen vereinigt. Häufiger ist die in der Mitte des 9. Jahrhunderts beginnende Pingsdorfer Ware vertreten, die sich im späten 12. Jahrhundert zur „gerieften Ware“ wandelt, wobei steigende Brenntemperaturen die Oberfläche körnig werden lassen. Die Formen der Kannen und Becher setzen sich dann im frühen Steinzeug mit glattem, dichtgebranntem Scherben fort. Ausführlicher befaßt sich der Verf. mit der in Morken reich vertretenen Kugeltopfware, die ebenfalls mit dem stratigraphisch gegliederten Material vom Husterknupp verglichen wird. Münzen in den Füllungen von drei Morkener Grubenhäusern erlauben, das Gliederungssystem der Kugeltopfware und anderer Keramikgruppen im Zeitraum vom Ende des 11. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts zu überprüfen und zeitlich zu fixieren. Die so gewonnenen Ergebnisse führen zum Vorschlag des Verf., den Beginn der Husterknupp-Flachsiedlung vom 9. in das 10. Jahrhundert zu verschieben (S. 101).

Ein Kapitel über die vorromanischen Gräber um und unter St. Martin, darunter Anlagen mit Kopfnischen, Steinplattenschutz und Baumsärgen, leitet zur Baugeschichte der Kirche über. Eine steinerne Saalkirche mit eingezogenem Rechteckchor aus dem 10. oder 11. Jahrhundert ist der älteste archäologisch faßbare Sakralbau an dieser Stelle. Spuren eines hölzernen Vorgängerbaus über dem fränkischen Kammergrab konnten in dem stark gestörten Boden nicht ermittelt werden. Immerhin möchte der Verf. eine vielleicht auf Schwellen stehende Holzkirche nicht völlig ausschließen, weil das Martins-Patrozinium im Rheinland meist auf eine vorkarolingische Zeitschicht zurückgeht und es sich hier um eine alte Pfarrkirche mit großem Sprengel handelt. Als Hinweis auf ein verbindendes Zwischenglied möchte man schon den – auch vom Verf. nicht als Zufallsprodukt angesehenen – Bezug der Saalkirche auf das rund 400 Jahre ältere Kammergrab werten.

Der Grundriß und teilweise auch die Bausubstanz der Saalkirche sind bei den späteren An- und Umbauten als Kern erhalten geblieben. In romanischer Zeit ist der Chor erneuert, ein Seitenschiff im Süden angebaut und ein Gewölbe eingezogen worden. Aus spätgotischer und jüngerer Zeit stammen weitere Anbauten sowie der Ziegturm im Westen.

Dieser Turm führt uns zurück zum Anfang des Buchs. Wir sehen ihn dort auf einer eindrucksvollen Fotografie: Über der bedrohlich heranrückenden Abbauwand eines riesigen Tagebaus der Kirchberg mit dem geduckten Turm, um den sich eine Handvoll Häuser und Bäume scharen. Es ist nicht nur die Darstellung eines Einzelschicksals, sondern zugleich pointierter Bericht über die Situation moderner Bodendenkmalpflege!

Wir haben dem Verf. zu danken, daß er es übernommen hat, die Ergebnisse der Untersuchungen auf dem Kirchberg zusammengefaßt vorzulegen. Seine Sorgfalt bei der Klärung häufig eng miteinander verzahnter Befunde sowie seine reichen Kenntnisse bei ihrer Interpretation und Einordnung in die größeren Zusammenhänge heben die Bedeutung des Buchs weit über den regionalen Rahmen hinaus.

Münster.

Bendix Trier.

Niels Bantelmann, Die Urgeschichte des Kreises Kusel. Ein Beitrag zur Besiedlungsgeschichte des Nordpfälzer Berglandes. Veröffentlichung der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Speyer, Band 62. Verlag der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Speyer 1972. 71 Seiten, 1 Abbildung, 30 Tafeln, 12 Karten und 1 Beilage.

Nach der Arbeit von H. Fehr über die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung der Kreise Kaiserslautern und Rockenhausen (1972) hat der Verlag der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften noch im gleichen Jahr einen weiteren Band desselben Forschungsvorhabens herausgebracht. N. Bantelmann mußte im Rahmen der von R. v. Uslar initiierten Untersuchungen über „Vorgeschichtliche Besiedlung Südwestdeutschlands, bezogen auf Teile der Pfalz“ ein sehr karges Feld beackern, wie die als Faltblatt beigefügte Fundkarte (1:50000) zeigt. Die dort im SO-Teil des Kreises erkennbare einzige Verdichtung von Fundstellen ist auf Flurbegehungen zurückzuführen, die hier am Übergang vom Nordpfälzer Bergland zur westpfälzischen Moorniederung unternommen wurden. Aus personellen und finan-